

(Nachdruck verboten.)

Der Kaffl vom Kellerbräu.

6] Roman von R. von Seydlitz.

Die Kellnerin sagte nur: „Bei dera Sortn vo Weibskvolf scho“. Dabei musterte sie den halb berauschten Kaffl und begriff aus seinen verstaubten Stiefeln, seinem Ranzen und Stecken und all seinem „g'scherten“ Habitus mit einem Mal, wie's stand. Kellnerinnen — die echten alten Münchener „Bierfizzln“, nicht die neumodischen feinen Cafésheben. — sind einmal die gutherzigsten, erfahrensten und hilfsbereitesten Menschen der Welt; hier konnte sie dem dalketen Pub'n von Nutzen sein, der offenbar erst eben von der „Schlamp'n“ gefangen war. Sie setzte darum die Krüge wieder hin und sich auf die Bank und begann ein behagliches Gespräch mit dem Kaffl, vorsichtig und ohne gleich ihr Ziel anzudeuten; denn solche alte Münchener Kellnerinnen haben ein großes Stück Menschenkenntnis und erprobte Diplomatie am Leibe. Bald hatte sie denn auch alles heraus. Sie gewann sich sein Vertrauen und riet ihm, seinen Ranzen bald in die Brauerherberge zu tragen — lieber gleich jetzt! Aber das wollte er nicht, er wartete lieber auf die Vissi. Wenn er heut also doch blau macht,“ philosophierte die Kellnerin weiter, „so achten wir wenigstens auf seine Sachen. Morgen, wenn er den Kaufsch verschlafen, kann er sich's dann holen.“

Und so geschah's auch, sie übernahm seinen Ranzen und trug ihn ins Haus. Das Geld, was er im Gürtel vernäht trug, verleugnete er aber. Endlich sagte sie ihn vertraulich an der Schulter und gab ihm den guten Rat, sich vor den Schlamp'n, wie „dees Fräuln“ und ihres Gleichen, ja recht in acht zu nehmen. Das sei eine böse Gesellschaft für ihn. — Er war zu schläfrig und angetrunken, um darüber sich zu entrüsten, er dankte ihr sogar für den guten Rat. Aber im Innern dachte er anders; das herzige Wädel, das ihm so lieb entgegengenommen war, das für ihn sogar die Zeche zahlte — „mei!“ — die kann doch nicht so schlecht sein? Ueberhaupt, wie denn schlecht? Dummes Gerede!

Und dann kam die Vissi zurück, und er erhob sich, um mit ihr abzugehen. Er sah beim Hinausgehen noch einen warnenden Blick der Kellnerin, aber das socht ihn wenig an, er schlug nur lachend mit dem Stecken durch die Luft.

So ging denn die Bierreise an. Zunächst leitete die Vissi zu einem obskuren Kaffeelokal, wo Kaffl sich an einer Tasse Mokka für 12 Pfennige etwas erwüchtete, und dann marschierten sie durchs Karlsthor in die innere Stadt. In der frischen abendlichen Luft wurde auch sein Kopf klarer und er vermochte die Wunder der Großstadt auf sich wirken zu lassen.

Und merkwürdig, jetzt war es wieder der alte Gambrinus, der sich um Kaffls arme Seele riß. Denn es war doch überwältigend; ein Gasthaus am andern, kein Aufhören, links und rechts; kaum daß dazwischen einmal eine Kirche Platz fand. — Und gleich eine respectable Reihe von Brauereien: der Augustiner, in dessen Stube es wimmelte wie an einem Sonntag daheim nach der Kirche; der Wagnerbräu, mit tiefen alten Gewölben; der kolossale Pichorr, das alte Gebäude, wie ein Palast anzuschauen, und mit vergitterten Fenstern wie eine Bank; dann der ehrwürdige Spaten. Und gegenüber wieder lauerte die Muse der Malerei und zerrte ihrerseits Kaffls Herz zu sich:

„Da schau, links, — dees is d' Akademie. Da san d' Maler drin.“

Ah! das war großartig! Die Menge Fenster, — wieder wie ein Palast, und zwar größer als der Pichorr. Da mußte doch mehr dran sein „an dera Malerei“.

Und dann Straßen — riesige, himmeltragende — und dahinter links über die Dächer rötlich herlugend die gewaltigen dicken Frauentürme, die ihn seit so langem schon herbeigewinkt. Und dann die Läden, die Wagen, die Menschen, — und der Marienplatz und wieder ein Thor, und das Thal, und eine schier endlose Reihe von Gasthäusern und alten Brauereien, der Bögner, der Dimbräu, der Sterneder und wie sie alle heißen. Und wieder ein Thor und wieder Straßen und Plätze, und endlich die grüne lautrauschende herr-

liche Fzar unter der langen schönen Brücke! Da wehte ein kräftiger frischer Hauch von rechts her in die Stadt, ein reiner kalter Strahl Gebirgsluft, in dem die Lungen sich aufthaten und die Muskeln sich streckten. In der Ferne winkten von den Höhen wieder gewaltige Dunstschläuche auf den hohen Dächern mächtiger Brauhäuser; Vissi nannte sie ihm flüchtig — er achtete kaum auf die vielen neuen Namen, nur das Hofbräuhaus erweckte in ihm Interesse, vielmehr der Keller, dessen altes braunes Dach behäbig hinter dem jungen Gelbgrün der Gasteig-Anlagen aufstieg.

Dazwischen lauter prächtige zackige Türme und elegante hohe Häuser und Willen; ah, es war unbeschreiblich schön! — Sie betraten drüben den Gasteig und wanderten dem schlanken Märchenschloß des Maximilianeums zu; aber Kaffls Augen schweiften staunend links über die Stadt hin. Da lag wieder die Stadt, wie ein Bild, zum greifen nahe, zu seinen Füßen, überragt von den mannigfaltigsten spitzen und runden, breiten und langen Türmen; mit hohem Rücken hochte über allem hoch darüber die Frauenkirche wie eine Henne auf den Eiern. Flammendes Abendgold strahlte dahinter her und flammende Wolken leuchteten am Himmel, und ganz unten am lautrauschenden Fluß, schon im Schatten beginnender Nacht, flimmerten gelblich die Lichtlein von den Uferwirthschaften, dem Turmwirk, dem Ketterl und dem alterthümlichen Grünen Baum. Und die Reihen von prächtigen Häusern! Und auch hier oben, auf dieser Seite; zuerst das Maximilianeum, in dessen goldnen Bogensefeldern jetzt goldroter Sonnenbrand leuchtete; „was is denn jetzt dees?“ fragte Kaffl, den Zweck des Gebäudes erforschend. Aber die Vissi wußte es nicht — nebenbei gesagt, weiß es fast nie einer in München; — daneben aber ein kleines Schloßchen: „dees g'hört a an Kunstmaler“, belehrte Vissi. — Und wieder stritten sich die zwei Gewalten in Kaffls Brust! — Er sank auf eine Bank am Wege und versuchte das imponierend schöne Panorama der Stadt sich einzuprägen. Die Vissi ließ ihm Zeit, denn sie sah still neben ihm; ihr machte der Anblick Münchens keinen Eindruck, und sie musterte dafür die vorübergehenden Spaziergänger, aus alter Gewohnheit den Herren scharf in die Augen sehend.

Wie das rauschte und rauschte da unten am breiten hohen Wehl! Breit wie ein ganzer See stürzte das wilde bleichleuchtende Schaumgedränge herab durch die steinernen Pfeiler. Und wieder stieg von der ewig frischen, ewig blühenden, lauten, lustigen Fzar der herzerfrischende kalte Duft auf wie ein geheimnisvoller Gebirgs- und Eiszauber von den Alpen. Ueber der Stadt begann das Rot des brennenden Himmels zu bleichen, und kälter fuhr der schneeige Wind vom Flusse herauf. Kaffl froh aber nicht, er war ertrunken in Staunen, Entzücken und Glückseligkeit. Und plötzlich liefen ihm zwei Thränen über die Wangen, — Vissi sah es nicht, denn sie bandelte an ihrem Schuhwerk, — und ein kaum hörbarer Seufzer weitete ihm rückwärts die Brust.

Weiß nicht, ob es der Anblick hauptstädtischer Herrlichkeit allein war oder ein geheimes Wehen und Kauen, das ihm die süße Heze Fzar zugehaucht, aber er fühlte einen plötzlichen nicht zu bändigenden Ueberjuchwang an Kaffl und Mutwillen, und um den doch irgendwie auszutoben, — ein Oberländer Bursch juchzt in solchem Fall, — packte er die Vissi und gab ihr einen wilden, schallenden Schmaß.

„Was Dir net einfallt! Und reißt mer mei' Lüchel ab. Mir war's gnu. Sei stad, jetzt geh'n mer. — Daß die Leut net schauen, laß mir jetzt mei' Ruh.“

Und sie machten sich auf den Weg.

„Weißt, Schatz, z' Nacht essen mußt alleinig, ich — ich — komm' halt später und hol' Dich ab.“

Er wollte fragen, was sie vorhabe, aber sie schnitt ihm die Worte ab:

„Kennst D' jetzt aus bis am Bahnhof nau? Dann gehst glei' zum Sterngarten, weil Dei' Sach da is. Ich kimn schon hernach, später, weißt. Vielleicht is d' Kathi da oder einer von die Leut von heut Mittag. Aber daß D' mer net Karten spielst, weißt.“

„Wann kommst denn?“ fragte er, als sie an der Brücke Abschied nahmen.

„Mei', — halt, — i waas net. I kimn scho! Geh nur zua, vertapp Di net, immer gradaus! Daß D' net ganz

verloren gehst," meinte sie, mit Backen ihn schnell fortdrängend. Er trollte gehorsam über die Brücke von dannen; sie aber murmelte: „No, — mir war's gnuat!“ und ging eilig nach den Anlagen zurück.

Natürlich „bertappte“ sich der Kasil und geriet im Verlauf seines Marsches durchs Thal in mehrere winklige Gassen. Denn er meinte, es müsse immer geradeaus gehen. Das „Thal“ von München ist aber auch danach, arme Landteufel, besonders wenn sie eins über Durst haben, seitwärts abfallen zu lassen. Kasil irrte umher, bis er in einem hofartigen Thorweg eine Menge Leute stehen und trinken sah. Das leuchtete ihm ein. Er kaufte sich eine Maß und trank sie begierig aus, denn der Stoff war ideal, und er hatte vom Mittag her einen guten Brand bekommen. Um ihn herum hatten die Trinker meist viel zu „discherieren“, und keiner redete ihn an; daher er denn auch bescheidenlich still schwiag und seinen Stein in Eile austrank.

Seine Verwirrung, Müdigkeit und Vereinsamung wurde dabei ärger als je. Unter den flimmernden einzelnen Gasflammen, dem ruhigen dauernden Gerede der Trinker und dem über alles anhaltenden weiten hohlen Rauschen der großen Stadt draußen kam er sich gottsjämmerlich verlassen vor. Dabei hätte er gern Kameradschaft gemacht. Aber mit wem denn? Die Leute blickten alle so verschlossen und fremd!

Endlich brach er auf und stapfte schwer und müde durch den Thorweg. Da fiel sein Auge auf eine im Thorweg links angebrachte Inschrift: „Königliches Hofbräu-Amt“.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Grisha.

Von Anton Tschschow.

Grisha, ein kleines, dickes Kerlchen von noch nicht drei Jahren, spaziert mit seiner Wärterin auf dem Boulevard. Er trägt ein wattiertes Kleid mit Schärpe, eine große Pelzmütze mit rauhen Knöpfchen und gestützte Gummischuhe. Ihn ist bekommen heiß. Und dazu scheint die lustige Aprilsonne noch gerade in die Augen und blendet ihn.

Das ganze, ungeschickte, furchtsam auftretende Persönchen drückt die äußerste Unentschlossenheit aus.

Bis jetzt kennt Grisha nur eine viereckige Welt: in der einen Ecke steht sein Bett, in der andren — der Kasten der Wärterin, in der dritten — ein Stuhl, und in der vierten brennt das Heiligenlämpchen. Wenn man unter das Bett blickt, so sieht man da eine Puppe mit zerbrochenem Arm und eine Trommel. Hinter dem Kasten der Wärterin treiben sich eine Menge verschiedener Sachen herum: ein Nöllchen Zwirn, Papiere, ein Korb ohne Dedel und ein zerbrochener Bajazzo. Diese Welt beleben außer der Kinderfrau und Grisha nur noch Mama und die Kage. Mama sieht aus wie eine Puppe, und die Kage — wie Papas Pelz. Nur hat der Pelz weder Augen noch Schwanz. Aus dieser Welt, welche sich Kinderzimmer nennt, führt eine Thür in einen Raum, in welchem man Mittag isst und Thee trinkt. Dort steht Grishas Stuhl auf hohen Beinen, und dort hängt eine Uhr, die nur dazu da ist, um mit dem Pendel zu schwingen und zu schlagen. Aus dem Wohnzimmer kann man in ein Zimmer gehen, in welchem rote Sessel stehen. Dort giebt's auf dem Teppich einen dunklen Fleck, für welchen man Grisha noch immer mit dem Finger droht. Hinter diesem Zimmer ist noch ein andres, welches man nicht betreten darf, und aus welchem Papa zum Vorschein kommt — eine im höchsten Grade rätselhafte Person! Die Kinderfrau und Mama sind bekannt: sie ziehen Grisha an, füttern ihn, legen ihn schlafen. Aber wozu Papa existiert — das ist unbekannt. Dann giebt's noch eine andre rätselhafte Persönlichkeit. Das ist die Tante, welche Grisha die Trommel schenkte. Bald ist sie da, bald nicht. Wohin verschwindet sie? Grisha hat mehr als einmal verstohlen unter das Bett, hinter den Kasten und unter das Sofa gedeut. Aber da war sie nicht. . .

In dieser neuen Welt, wo die Sonne in die Augen sticht, giebt es so viele Papas, Mamas und Tanten, daß man nicht weiß, zu wem zuerst laufen. Aber sonderbarer und komischer als alles sind die Pferde. Grisha betrachtet ihre sich bewegenden Beine und versteht nicht. Er sieht die Kinderfrau an, damit diese seine Zweifel löse. Aber die schweigt.

Plötzlich hört er ein schreckliches Stampfen. . . In gemessenem Schritt bewegt sich über den Boulevard ein Haufen Soldaten mit roten Gesichtern und mit Birkenreisern unter dem Arm, gerade auf ihn zu. Grisha wird ganz kalt vor Schreden und blickt fragend die Wärterin an: ist das nicht gefährlich? Aber die Kinderfrau läuft nicht fort und weint nicht: folglich ist es nicht gefährlich. Grisha begleitet die Soldaten mit den Augen und fängt selbst an, im Takt zu gehen.

Ueber den Boulevard laufen zwei großen Kagen mit langen Schnäuzen, heraushängenden Zungen und wichtig nach oben ge-

richteten Schwänzen. Grisha glaubt, daß auch er laufen müsse, und rennt hinter den Kagen her.

„Halt!“ ruft die Wärterin ihm nach und packt ihn dert an der Schulter. „Wo willst Du hin? Sollst Du unartig sein?“

Da sitzt eine andre Kinderfrau und hält einen kleinen Korb mit Apfelsinen. Grisha geht ganz nahe heran und nimmt sich stillschweigend eine Apfelsine.

„Was fällt Dir ein?“ ruft ihm seine Begleiterin zu, schlägt ihm auf die Hand und reißt die Apfelsine heraus. „Dummkopf!“

Jetzt möchte Grisha gerne ein Stüdchen Glas aufnehmen, das sich auf der Erde herumtreibt und wie das Heiligenlämpchen funkelt. Aber er fürchtet, daß er wieder etwas auf die Finger bekommen könne.

„Schönen, guten Tag!“ hört er plötzlich, fast über seinem Ohr, eine laute feste Stimme. Er sieht einen großen Mann mit glänzenden Knöpfen.

Zu seinem großen Vergnügen reicht der Mann der Kinderfrau die Hand, bleibt bei ihr stehen und beginnt zu plaudern. Der Glanz der Sonne, der Lärm der Equipagen und Pferde, die glänzenden Knöpfe — das alles ist so auffallend neu, dabei gar nicht furchtbar erregend, daß sich Grishas Seele mit einem Gefühl des Gemisses füllt, und er laut zu lachen anfängt.

„Komm! komm!“ ruft er dem Mann mit den glänzenden Knöpfen zu und zupft ihn am Rock.

„Wohin denn?“ fragt der Mann.

„Komm!“ beharrt Grisha.

Er möchte sagen, daß es nicht übel wäre, auch Papa, Mama und die Kage mitzunehmen. Aber die Zunge sagt etwas ganz andres, als sie soll.

Nach einer Weile kehrt die Kinderfrau um und führt Grisha in einen großen Hof, in dem noch Schnee liegt. Der Mann mit den blanken Knöpfen geht auch mit. Man vermeidet sorgfältig die Schneeklumpen und Wasserlachen. Dann kommt man über eine schmutzige, dunkle Treppe in ein Zimmer. Hier ist viel Rauch. Es riecht nach Gebratenem, und eine Frau steht am Ofen und bratet Kotelettes. Die Köchin und die Kinderfrau küssen einander, setzen sich mit dem Mann auf eine Bank und beginnen leise zu sprechen. Grisha wird es unerträglich heiß und bekommen.

Wozu kann das sein? denkt er und sieht sich um.

Er sieht eine dunkle Decke; eine Ofengabel mit zwei Zinken, einen Ofen, welcher wie eine große, schwarze Höhle ausfießt. . .

„Ma—a—ma!“ zieht er.

„Nu, nu, nu!“ ruft die Kinderfrau. „Kommst schon nach Hause!“

Die Köchin setzt eine Flasche, drei Gläser und einen Kuchen auf den Tisch. Die beiden Frauen und der Mann mit den blanken Knöpfen stoßen an und trinken zu verschiedenen Malen. Und der Mann sagt bald die Kinderfrau und bald die Köchin um. Dann fangen alle drei an leise zu fragen.

„Grisha will Kuchen!“

Man giebt ihm ein Stüdchen. Er isst und sieht, wie seine Wärterin trinkt. Er will auch trinken.

„Gieb, Hania, gieb!“ bittet er.

Die Köchin giebt ihm aus ihrem Glase zu trinken. Er reißt die Augen auf, runzelt die Stirn, hustet und schüttelt sich noch lange nachher. Aber die Köchin sieht ihn an und lacht.

Als sie nach Hause kommen, fängt Grisha an, der Mama, den Vätern und dem Bett zu erzählen, wo er gewesen ist und was er gesehen hat. Er spricht nicht soviel mit der Zunge, als mit dem Gesicht und den Händen. Er zeigt, wie die Sonne scheint und glänzt, wie die Pferde laufen, wie der schreckliche Ofen ausfießt und wie die Köchin trinkt.

Abends konnte er gar nicht einschlafen. Die Soldaten mit den Birkenreisern, die großen Kagen, die Pferde, das Stüdchen Glas, der Korb mit den Apfelsinen, die blanken Knöpfe — alles ist in einem Haufen zusammengedrängt und drückt ihm den Kopf. Er dreht sich von einer Seite zur andren und schließlich, da er es nicht mehr aushalten kann, beginnt er zu weinen.

„Du hast ja Hitze!“ sagt Mama, indem sie mit der flachen Hand seine Stirn berührt. „Wie kommt das bloß?“

„Ofen! der Ofen!“ weint Grisha. „Geh fort von mir, Ofen!“

„Wahrscheinlich hat er sich den Magen verdorben!“ entscheidet Mama.

Und Grisha, der die neuen Eindrücke verarbeitet, der soeben erst das Leben zu erforschen beginnt, bekommt von Mama einen Löffel Nigimusöl. —

Kleines Feuilleton.

— Die Verwendung des Bambus in China. Der „Köln. Jtg.“ wird geschrieben: Der gewöhnliche Bambus wächst überall in Mittel- und Südchina. Während er aber am Yangtschiang ziemlich unscheinbar bleibt, kann man ihn in den südlichsten Teilen des Reichs und in Formosa in seiner vollen Schönheit entwickelt sehen. Die Halme dieser Riesengrasart werden 50 bis 60 Fuß hoch und am unteren Ende etwa 10 Zoll dick. Ein Weg, der auf beiden Seiten mit ihnen besetzt ist, bietet Gelegenheit zu einem der schönsten Spaziergänge, die sich in warmen Gegenden überhaupt machen lassen. Denn immer wieder muß sich das Auge daran erfreuen, wie

sich die prächtigen Zweige mit ihren grünen Blättern von dem Blau des süßlichen Himmels abheben. Steht man eine Anzahl Bambusstängel an einem Orte in die Erde, der genügend Raum zur Entfaltung gewährt, so dehnen sie sich durch Seitenschößlinge allmählich zu einer prächtigen Gruppe aus. Mühe hat der Eigentümer so gut wie gar nicht davon. Es muß nur die ältesten Stämme heraus schneiden, sobald sie geblüht und Samen getragen haben, weil sie dann absterben wie alle andern Gräser. Er soll indessen nur in Zwischenräumen von 18, 20 und noch mehr Jahren einmal vorkommen, daß der Bambus blüht. Die Chinesen nennen ihn den „König der Bäume“, weil es ihnen unbekannt ist, daß er zu den Gramineen gehört. Sie wissen seine Schönheit ebenso gut zu würdigen wie die Ausländer. Er bietet ihnen Motive für mancherlei Zweige ihrer Kleinkunst. So bedeutend diese ästhetische Seite für das geistige Leben des nördlichen Volks ist, so wird sie doch weitaus übertroffen von der unschätzbaren Wichtigkeit des Bambus für die verschiedensten Seiten des praktischen Lebens der Chinesen. Es ist erstaunlich, zu wie außerordentlich vielen Dingen er verwandt wird. Entdeckt einer doch, auch wenn er schon jahrelang im Lande gewesen ist, immer wieder neue, ihm bisher unbekannte Arten der Verwendung. Schließlich muß man sich verwundert fragen, wozu er eigentlich nicht gebraucht wird. In folgendem seien einige der wichtigsten Verwendungsarten des Bambus aufgezählt. Die Liste kann nicht einmal auf annähernde Vollständigkeit Anspruch machen. Gleichwohl wird schon daraus zu ersehen sein, daß wir es hier wohl mit dem wichtigsten Erzeugnis im ganzen Reich der Mitte zu thun haben.

Die sehr harten und zähen, aber dabei doch leichten Stämme dienen einer großen Menge von Zwecken. Das Fachwerk aller nur mit Matten bedeckten Bauwerke besteht fast ganz daraus, sowohl das der oft sehr großen, zu vorübergehenden, meist religiösen Zwecken errichteten Schuppen, wie das der kleineren, von armen Leuten dauernd bewohnten Hütten; ebenso die Gerüste, die sich um Neubauten erheben. Wegen seines röhrenartigen Gefüges eignet sich der Bambus vortrefflich zu Höhren von Wasserleitungen, nachdem die dicken Zwischenwände bei den Knoten durchbrochen worden sind. Die Kulis auf der Straße, sowie die Stuhlsträger könnten ohne ihn nicht viel anfangen, denn den einen liefert er Tragstangen, während andrerseits oft das ganze Gerippe eines Tragstuhls einschließlich der Schäfte daraus verfertigt ist. Die Schiffstangen der Bootleute, sowie die Rippen für ihre Mattensegel sind aus Bambus, desgleichen die Harten und Eagen der Landleute, viele Werkzeuge der Tischler und Schneider sowie die meisten Pfähle. Ferner Tische, Bänke, Stühle, Ständer, Griffe von Handlaternen, Gitter für Schreibpinsel, Boqellässe, Hühnerkörbe, Leitern, Verzierungen, Kollvorhänge, Besen, Bürsten, Rämme, Körbe jeder Art, die Stangen der Regenschirme, Musikinstrumente, Blumenvasen, Kröpfe, Brücken und tausenderlei andre Dinge. In Südchina trifft der Wind sowohl im Hause wie auf der Straße und auf den Aedern überall auf Sachen, die aus Bambus gefertigt sind. Alle Chinesen, auch die ärmsten, haben eine große Abneigung dagegen, sich dem Regen auszusetzen; sowie der Himmel seine Schläusen öffnet, laufen sie wie die Ragen in die Häuser. Aus diesem Grunde sucht sich jedermann einen Regenschirm zu verschaffen; ein solcher läßt sich einfach und ganz billig aus den getrockneten Blättern des Bambus herstellen, die man lose zusammennäht. In Südchina kann man daher während der Regenzeit überall Kulis sehen, die in derartigen, an Robinson Crusoe erinnernden Mänteln umherlaufen. Eine der wichtigsten Verwendungsarten des Bambus ist die zur Herstellung von Papier. Aus Bambus hat man aber schon seit wenigstens zweitausend Jahren Papier gemacht, nämlich seit dem ersten oder zweiten Jahrhundert vor Christus, während sich dessen Anfertigung im Abendlande erst im Zeitalter der Kreuzzüge sehr allmählich verbreitete. Die hölzerne Faser des Bambus wird von den Chinesen in Lohrbrühe eingeweicht und darauf in Mörsern zu einem Brei zerstoßen, den man schließlich zwischen Platten preßt. Das ist ohne Frage ein sehr rückständiges Verfahren. Wie so manches andre im Reich der Mitte hat es zwar ein hohes Alter, aber im Laufe der Jahrhunderte ist wenig oder gar nichts daran gebessert worden. Die Folge ist, daß das aus Bambus bereitete Papier eine recht geringe Haltbarkeit zeigt. Es zerfällt sehr leicht und ist in Südchina obendrein der Zerstörungswut der zahllosen Insekten, besonders der Termiten oder weißen Ameisen sowie in der Regenzeit dem Schimmel ausgesetzt. Daß der Bambus auch eine durchaus nicht zu verachtende Speise liefert, könnte auf den ersten Blick sonderbar erscheinen. Denn weder die Blätter noch die Kieselhart Stämme sehen so aus, als ob sich daraus ein schmackhaftes Gericht herstellen ließe. Die ganz jungen Schößlinge geben jedoch ein treffliches Gemüse ab, dessen Geschmack an Spargel erinnert, und das sowohl von Chinesen wie von Ausländern gern gegessen wird. Einige Vertragshäfen, besonders Futschau, führen eine große Menge dieser Schößlinge aus. —

Litterarisches.

— Die meistgelesenen Bücher des Jahres 1900. Das „Litt. Echo“ hat kürzlich den Versuch unternommen, durch eine Rundfrage an etwa 50 deutsche Leihbibliotheken annähernd zu ermitteln, welches ungefähr die 5 bis 6 meistbegehrten Bücher des Jahres (Herbst 1899 bis Herbst 1900) waren. Als meistgelesene Autoren wurden bezeichnet (unter 28 Antworten) G. Freiherr v. Ompteda 21 mal, Ludwig Ganghofer 15 mal, Nataly v. Eichstruth

12 mal, Emile Zola 10 mal, Leo Tolstoj 8 mal, Ernst v. Wolzogen 8 mal. Als die meistgelesenen Bücher des Jahres wurden angegeben (unter 21 Antworten) Ompteda „Ehen“ 16mal, Ganghofer „Das Schweigen im Walde“ 10 mal, Tolstoj „Auferstehung“ 8 mal, Wolzogen „Das dritte Geschlecht“ 8 mal, Zola „Fruchtbarkeit“ 8 mal, Eichstruth „Rachsigatten“ 6 mal.

Außer diesen sechs Büchern fanden noch größere Stimmenzahlen: L. Ganghofer „Ein Gottesleben“ 5 mal, G. v. Nathenberg „Nischen“ 5mal, W. v. Polenz „Thella Kudekind“ 5 mal, E. Viebig „Das Weibsdorf“ 5 mal, P. K. Nofegger „Erbsegen“ 4 mal. —

Archäologisches.

— Unter den neuen Bildern, die vor kurzem in Pompeji zu Tage getreten sind, verdient, wie die „Reifer Zeitung“ schreibt, eine besondere Aufmerksamkeit, die Ermordung des Neoptolemos in Delphi darstellend. Die Sage berichtet, Neoptolemos sei nach seiner Rückkehr nach Griechenland nach Delphi gegangen, um dort von dem Gotte Apollo Rechenschaft für den Tod seines Vaters zu fordern. Achilles war von Paris unter Mithilfe des Apollo getötet worden. Dort angekommen, sei Neoptolemos durch Orestes, dem er seine Braut Hermione weggenommen hatte, getötet worden. Diese Ermordung stellt nun das neue Gemälde dar, nur mit der Abweichung, daß der Sohn Achills nicht um Rache zu fordern, sondern um die Veröhnung mit dem Gott zu betreiben, nach Delphi gekommen zu sein scheint. Er war im Begriff, ein Opfer zu bringen, daher der Stier im Hintergrund, der besetzt nach rechts euteilt, die Priesterin hatte einen niedrigen Speisetisch und Kanne und Schale, wie sie zum Opfer gebraucht werden, herbeigetragen. Da stürzt plötzlich von rechts Orestes mit gezücktem Schwert auf den nichts ahnenden Neoptolemos hervor, faßt ihn mit der linken Hand beim Kopf und stößt ihm, der sich auf den Altar gestürzt hat, das Schwert in die Seite, während von links ein Delphier mit einem Speer nachhilft. Die Eile und die Ueber-raschung wird durch die Haltung der Priesterin deutlich bezeichnet; sie hat den Speisetisch fallen lassen, so daß er umgekehrt auf dem Boden liegt, auch Schale und Kanne sind ihrer Hand entfallen, mit der rechten Hand scheint sie ihren Mantel, dessen zum Teil umgeschlagene Innenseite eine dunklere Färbung hat, über den Kopf ziehen zu wollen, um von dem graufigen Vorgang nichts wahrzunehmen. Links hinter Neoptolemos gewahrt man noch eine fünfte, nur leicht angedeutete Gestalt, wohl die des Gotte Apollo selbst; sie hat den rechten Arm mit einem kurzen und dünnen Speer gleichfalls zum Aufstehen erhoben, während der mit dem Mantel gedeckte linke Arm wie zur Abwehr ausgestreckt ist. Besonders interessant ist die groß angelegte und deutlich erkennbare, wenn auch perspektivisch nicht ganz gelungene Abbildung des delphischen Tempels; man erkennt deutlich die vielseitige Front und die mit einem Pfeiler beginnende Langseite, in die zur Verstärkung der Mauer ungefähr in der halben Höhe ein Langbalken eingefügt ist. Daß das Bild nicht in Pompeji erfunden ist, sondern aus eine ältere Vorlage zurückgeht, ist an sich wahrscheinlich, wird aber dadurch noch sicherer, weil zwischen dem Bilde und einem Vasengemälde mannigfache Uebereinstimmung stattfindet, die zur Annahme einer gemeinsamen Quelle nötigt. Auch ist eine gewisse Verwandtschaft zwischen dem neuen Bilde und dem früher gefundenen Laokoönbilde in dem ganzen Aufbau der Scene und der Haltung der einzelnen Figuren nicht zu verkennen, so daß das Bild mit der Ermordung des Neoptolemos wohl noch von Bedeutung für die Geschichte der pompejanischen Wandmalerei werden wird. —

Völkertunde.

— Die Erhaltung aussterbender Familien bei den Offiten. M. Lurow erzählt im „Mittler Tagebl.“ von einem eigentümlichen Brauch, der ihm in einem der Thäler des nördlichen Offitiens aufstieß. Dieser Brauch war noch vor 15 bis 20 Jahren in Kraft, ist aber in unsern Tagen dem neuen Zeitgeist gewichen. In einem der Weiler des offitischen Kirchspiels, das Herr Lurow leider ungenannt läßt, lebte die Familie R., welche in früheren Jahren infolge der großen Zahl ihrer Glieder für eine der angesehensten und reichsten im Lande galt. Es gab unter ihr sowohl „Männer des Rates“ (offitisch dhyrdhlag), als auch kühne Reiter u. a. m. Fast alle umliegenden Thäler kannten diese Familie und waren gewohnt, sie zu achten. Doch in letzter Zeit begann diese Familie auszusterben, d. h. die männliche Hälfte derselben. Infolge eines eigentümlichen Zufalls stirbt heute der eine, morgen der andre usw., bis nach einigen Jahren alle männlichen Vertreter derselben, bis auf die Knaben herab, ausgestorben waren und bloß die Weiber noch blieben. Solcherweise kam die Familie in Gefahr, nach einigen Jahren vollständig vom Erdboden zu verschwinden. Nach dem Begriff der Offiten aber gilt das Aussterben dieser oder jener Familie für das größte Unglück und Schande. Solche Anschauungen konnten sich aber nur zur Zeit der Herrschaft des Familienprinzips ausbilden, da der harte Kampf um die Existenz, den das offitische Volk ausfocht, die Erhaltung der Geschlechter notwendig machte. Doch wie eine Familie aufrecht erhalten, in der es keinen Vertreter des männlichen Geschlechts mehr gab?

„Unsre Väter“ — sagte dem Berichterstatter der Offite, der ihm dieses Ereignis mitteilte — „unsre Väter setzten fest, wie man in solchen Fällen zu verfahren habe. . . Die Alten unsres Thals kamen zusammen und berieten die Frage. Den Weisungen der Vorväter folgend

beschlossen sie, allen Jungfrauen und Wittven der Familie N. z verbieten, eine gesellige Ehe einzugehen, ihnen dagegen das Recht zu verleihen, in ihren Häusern verbleibend, mit fremden Männern geschlechtliche Verbindungen anzuknüpfen. Alle in solchen Beziehungen geborenen Kinder sollten den Namen der Familie N. tragen und als Fortpflanzter des Geschlechts gelten. Solche Ordnung sollte so lange Geltung haben, bis eine genügende Anzahl Söhne geboren wäre. Später sollten die Wittven und Jungfrauen der Familie N. das Recht, eine Ehe einzugehen, wieder erhalten, doch nicht eher, als bis die Knaben herangewachsen und im Stande wären, sich selber ihren Unterhalt zu erwerben. Niemand dürfe jemals unter irgend welchen Umständen bei Strafe materieller Verantwortung die Wittven und Jungfrauen der Familie N. des leichtsinnigen Lebenswandels zeihen, da sie dazu laut Rechtspruch ihrer Vorfahren zum Zwecke der Erhaltung eines einstmals großen und starken Geschlechts gezwungen gewesen wären. . . .

„Dieser Urteilspruch erhielt Rechtskraft und kam zur Ausführung, die Weiber der Familie N. in eine sehr schwere Lage versetzend. Viel litten sie von den zudringlichen Besuchen der Männer, besonders der ledigen Jugend, der es wegen des verlangten Kaliums (Heiratsguts) oft schwer fällt, rechtzeitig eine Frau zu bekommen. Gegenwärtig erhielten die Weiber dieser Familie das Recht wieder, eine gesellige Ehe einzugehen, leben gut und haben vergessen, was sie durchgemacht. Von leichtsinnigem Lebenswandel derselben kann keine Rede sein. Fast alle haben Kinder, und brave Kinder, ruhige, arbeitssame. Der älteste Sohn unter ihnen wird nächstens der allgemeinen Wehrpflicht unterliegen.“

„Wie verhalten sich aber die Kinder zu ihrer Vergangenheit?“ fragte der Berichterstatter seinen oeffentlichen Gewährsmann.

„Sehr einfach. So war es bei uns Sitte. Niemand sieht sie für unehelich geboren an, und sie halten sich daher für vollberechtigte Fortsetzer der Familie N. . . . Mit ihnen sind die besten unserer Familien bereit, Ehen einzugehen.“ —

(„Globeus.“)

Hygienisches.

k. Die Luft im Theater. Dr. Hanriot von der Pariser Academie de medecine beschäftigt sich gegenwärtig damit, in den Zuschauerräumen der Theater Luftmengen zu sammeln, die er dann analysiert, in der Hoffnung, die Mikroben der Krankheiten zu entdecken, von denen die Theaterliebhaber befallen werden können. Hanriot hat seine Untersuchungen schon vor längerer Zeit begonnen, aber er hatte sie während der Zeit der Weltausstellung unterbrechen müssen. Man hatte ihm einen Wink gegeben, er solle die Provinzialen nicht erschrecken und ihnen nicht die Lust zum Besuch der Pariser Theater nehmen. Hanriot verhehlt sich die Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht. Man kann sich denken, welchen Hindernissen er bei den wiederholten Luftaufnahmen, die er für seine Untersuchung machen mußte, begegnete. Die Theaterdirektoren sahen sein Kommen natürlich höchst ungern, und die Polizeipräfektur hat für seine Bemühungen nur ein Lächeln. Dr. Hanriot verfolgt aber unbekümmert seinen Weg. Er kommt mitten während der Vorstellung und richtet sich mit seinen Assistenten und seinem Apparat in einer Loge ein. Der letztere ist etwas geräuschvoll, wenn er in Thätigkeit ist und funktioniert daher nur während der Zwischenakte; außerdem spricht man währenddessen in der Loge absichtlich sehr laut, um das Geräusch zu verdecken und zu vermeiden, daß die Neugier des Publikums erregt wird. Der Gelehrte wird nach dem Abschluß seiner Forschungen das Resultat derselben veröffentlichen; er hofft, daß die Theaterdirektoren selbst die Verbesserungen, soweit es möglich ist, einführen werden, und daß die Präfektur neue in dieser Richtung wirksame Vorschriften für den Bau neuer Theater erlassen wird. Die gegenwärtigen Theaterräume sind aus mehreren Gründen ungesund. Sie sind vor allem schlecht gelüftet und schlecht erleuchtet, letzteres, weil die Sonne niemals in sie eindringt. Die Sonne ist ein großes Hilfsmittel der Reinigung; sie ist es in dem Grade, daß das italienische Sprichwort: „Wo die Sonne nicht hinkommt, da kommt bald der Arzt hin“, recht hat. Die Lüftung ist fast immer mangelhaft. Der Ventilator ist durchaus kein genügendes Heilmittel. Er hat nur den Zweck, die Staubkörner von dem einen Ort zu dem andern zu bringen. Auch gegen die übliche Einrichtung der Theater, besonders gegen die Verwendung des Sammets, hat der Gelehrte sehr viel einzuwenden. Das merkwürdigste ist, daß die gefährlichsten Theater die erfolgreichsten sind. In diesen Klatschen die Zuschauer Weisheit und stampfen in ihrer Begeisterung mit den Füßen auf den Boden, ohne daran zu denken, daß sie auf diese Weise wieder den gefährlichsten Staub aufwirbeln. Hanriots hygienische Forderungen lassen sich in folgenden Punkten zusammenfassen: Besondere und natürliche Lüftung; große Fensteröffnungen, durch die die Sonnenstrahlen Zutritt haben; Ersatz des Sammets durch Leder und Befestigung der Stoffvorhänge; lackierte Möbel und Gefäße; undurchlässiger Fußboden, der gewaschen werden kann und mit einem leichten Kies bedeckt wird, der täglich erneuert werden mußte. . . . Wenn Dr. Hanriot seine Arbeit für die Theater beendet haben wird, wird er sich mit den Kirchen beschäftigen. —

Aus dem Tierleben.

— Zahne Eidechsen. Eine eigenartige Tierbeobachtung bringt ein Mitarbeiter des Pariser „Cosmos“ zur Kenntnis. Er

befucht eines Tags den jüngst verstorbenen, durch seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen bekannten Gelehrten Johnson auf der Insel Madeira, wo dieser während der heißen Sommermonate ein einsames Landhaus in den Bergen mit seinem Diener allein zu bewohnen pflegte. Eines Abends bei Sonnenuntergang luftwandelte der Gast des Naturforschers in dem Garten der Villa in der Nähe einer niedrigen Mauer, die der Sonne ausgekehrt und von vielen Spalten und Löchern durchzogen war, wo sich für die Eidechsen die vorzüglichsten Schlupfwinkel boten. Zu dieser Stunde aber hatten die Tiere schon die Mauer in ihren Löchern gesucht. Johnson fragte seinen Besuch, ob er seine Eidechsen sehen wolle. Dann ging er auf die Mauer zu und klopfte daran mit einigen schnellen Schlägen der Finger nach Art eines Trommelwirbels. Sofort guckte ein Duzend von Eidechsen aus den Spalten des umgebenden Teils der Mauer hervor, noch ein Augenblick, und sie verließen ihre Behausung mit der ihnen eignen Lebendigkeit, setzten sich auf die Hand, auf den Arm, auf die Schulter ihres vertranten Freundes und ließen schließlich sogar ohne Scheu über sein Gesicht, wobei sie sich besonders nach seinem Munde hingezogen zu fühlen schienen. Der Forscher nahm sie dann sanft in die Hand und setzte sie auf die Mauer zurück, wo sie ebenso schnell wieder verschwand, wie sie gekommen waren. Johnson erklärte, daß eine kurze Beschäftigung in der Erholungszeit nach dem Essen, durch wenige Wochen fortgesetzt, dazu genügt hatte, das furchtsamste aller Tiere in solcher Vollkommenheit zu zähmen. In den ersten Tagen trommelte er seinen Wirbel auf der Mauer, legte ein Stück Zunder auf einen der Vorsprünge und zog sich auf einige Entfernung zurück. Allmählich blieb er nach dieser captatio benevolentias in immer geringerem Abstände stehen, ließ dann seine Hand mit dem Stück Zunder zwischen den Fingern, an die Mauer gelehnt, legte fernerhin die Lockspeise auf den Rücken der Hand, auf den Arm und auf die Schulter und nahm sie schließlich zwischen die Lippen. Die Eidechsen gewöhnten sich an diese gefällige Art der Liebstosung bald derart, daß sie auf das gegebene Signal sofort ohne jede Scheu auf ihren Freund zuliefen. —

Humoristisches.

— **Hochacht. A:** „. . . Also der Assessor ist so ein begeisterter Vegetarianer?“

B: „Gewiß! Sogar sein Sohn ist ein „Früchtler!“ —

— **Doppelsinniger Bericht.** Die Kakenausstellung wies einige recht schöne, gleich in die Augen springende Einzelpläne auf. —

Notizen.

— Die Breslauer „Monatsblätter“ sind mit dem Beginn dieses Jahrs zu einer Monatschrift größeren Stils unter dem Titel „Der Osten“ ausgestaltet worden. Das erste Heft erscheint Mitte Januar im Verlage von R. Dülfer in Breslau. —

— Die goldene Bräde“ heißt ein neues Stück von Richard SLOWRONNEL, das im Laufe des Januar im Hamburger Thalia-Theater seine Erstaufführung erleben wird. —

c. Die Gehälter amerikanischer „stars“. Wie aus New York berichtet wird, hat Maurice Grau, der Direktor des Metropolitan Opera House, noch niemals so große Gehälter gezahlt wie in diesem Jahre. Jean de Reszle erhält für jede Vorstellung 2450 Dollar, fast 10 000 M., und es sind ihm vierzig Vorstellungen zugesichert; er wird also in zwei Monaten beinahe 400 000 M. verdienen. Mme. Melba erhält 1200 Dollar pro Abend; die Ternina 1000 Dollar; Lillian Nordica 60 000 Dollar für die ganze Saison; Van Dyk 1000 Dollar pro Abend; Edouard de Reszle 700 Dollar, der Bariton Scotti 500 Dollar usw. Freilich bezahlen auch die Abonnenten ihre Loge mit 100 Dollar für jede Vorstellung. —

— Die Altistin Ottilie Meyer, gegenwärtig am Kölner Stadttheater, wurde vom Jahre 1903 ab als erste Altistin für die Wiener Hofoper engagiert. —

— In München ist der Pianofortefabrikant Franz Kaim, der das Kaimische Orchester und das Kaimische Musikinstitut begründete, im Alter von 78 Jahren gestorben. —

— Götz von Berlichingen. Aus dem Archiv der Stadt Eger hat der dortige Archivar Dr. Karl Siegl in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Prag“ jüngst ein Schriftstück vom 11. August 1512 veröffentlicht, in welchem die Nürnberger den Bürgern von Eger anzeigen, daß der Kaiser den Götz von Berlichingen samt dem Hans von Selbich, Limhart Virthamer und allen Dienern derselben in des heiligen Reichs Acht und Aberacht erklärt habe, weil sie „böse unadelige Thaten“ an etlichen Bürgern Nürnbergs und anderer Orte auf des Reichs Straßen ohne alle vorherige Ansage verübt haben. Die Nürnberger bitten dabei um die Erlaubnis, einen Abdruck der Achtserklärung in Eger durch ihren Boten anschlagen zu lassen. Der Abdruck selbst, ein kostbarer Einblattdruck, ist infolge des Anschlagens leider verloren gegangen. Götz hat damals für seine „bösen Thaten“ Schadenersatz geleistet und Arzefelde geschworen, weshalb er von der Acht losgesprochen wurde. —